

Schreinermeister aus Untermünkheim, Johann Michael Rößler (1791—1849). Seine sehr persönliche Leistung — sie läßt sich in einem gewissen Sinne mit der seines Zunftgenossen, Johann Michael Gerbing aus Breitenau bei Feuchtwangen (vgl. J. M. Ritz, Deutsche Bauernmöbel, Darmstadt o. J., S. 13), vergleichen — vermag die heute mit Recht vertretene These zu stützen: „Nicht Namenlosigkeit ist das entscheidende Kriterium für die Schöpfungen der Volkskultur“ (Karl Meuli). Wohl aber ist es eine gebundene, der Ueberlieferung verpflichtete Kunst, die uns bei aller spürbaren Dankbarkeit gegenüber den Zeitstilen mit einem gleichsam eisernen Bestand an alten Motiven und Sinnbildern entgegentritt. Karl Schumm weist in seinem gewichtigen Vorwort auf die durch „Sitte und Brauch“ bestimmte „Grundhaltung“ hin. Aus ihr ist beides erwachsen: das Schaffen und das Empfangen der Werte „eines bodenständigen Bauertums, das sich der Kultur seiner Zeit keineswegs verschloß.“

(In Klammern noch eine Frage. Sie betrifft die „Dressur“, die sprachliche Ableitung des interessanten Wortes von ‚dressoir‘ = Anrichte - Schenktisch. Vgl. dagegen Schwäb. Wörterbuch II, 391 unter ‚Trisur‘: „Aus franz. trésor“. Wer hat recht? Es wäre der Mühe wert, Wort und Sache noch weiter nachzugehen.)  
Dieter Narr.

**Günther Schmidt: Die Musik am Hofe der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach vom ausgehenden Mittelalter bis 1806.** Kassel (Bärenreiter) 1956. 174 S.

Die Bedeutung dieser Arbeit für die eigentliche Musikwissenschaft mögen Berufenere beurteilen. An dieser Stelle sei wenigstens einiges Personengeschichtliche hervorgehoben. Unter den Cantoren an der lateinischen Schule in Ansbach, von denen Vf — ob mit Recht? — sagt, sie seien damals (scil. im 16. Jahrh. oder doch in der ersten Hälfte desselben) die musikalisch leitenden Männer in Ansbach gewesen, begegnen wir dem Haller Georg Ebenreich, angestellt 16. 6. 1536, aus dessen Tätigkeitsbericht vom Jahr 1538 ein Abschnitt über die Pflege des Chorgesangs mitgeteilt wird. Severin Rollwagen (S. 35) wird nach Studium in Jena Cantor in Ansbach 1584; in welcher Stellung er sich schon vor 1584 in Ansbach ausgehalten hat, ist unbekannt; 1592 wurde er Conrektor und 1608 Pfarrer in Roßfeld. Ebenda war Pfarrer auch Christian Hochstätter (nicht, wie S. 45, Hofstätter), der 1611 Lehrer der II. Klasse in Ansbach, 1614 Conrektor dort, 1617 Pfarrer in Kleinlangheim, 1619 in Insing und schließlich 1624 in Roßfeld wurde. Ein Inventar der Markgräfin Sophia führt unter den Musikalien auf die „Heldengesänge Gustaphi . .“ von Erasmus Widmann und „Dank- und Lobgesang“ desselben von 1653. Besonders begrüßen wir die eingehende Behandlung der Lebensgeschichte des Hofkapellmeisters Joh. Wolfg. Franck. Dieser Hofmusikus (seit 1665), dann Kapellmeister (1673—1679) war seit 1666 verheiratet mit einer Tochter des Haller Archidiakonus M. Gg. Bernh. Wibel. Ob diese Heirat auf musikalische Beziehungen zwischen Hall und Ansbach schließen läßt? Als deserta lebte die Frau später, als ihr Mann von Hamburg nach England gegangen war, in ihrer Vaterstadt, wo noch heute nicht wenige Nachkommen J. W. Francks leben. Die Vermutung des Verfassers, der mütterliche Großvater J. W. Francks, Samuel Regius, Faßmaler ins Ansbach, sei verwandt gewesen mit der Ansbacher Stadtmusikantenfamilie König, ist abzulehnen; Samuel Regius war ein Sohn des Pfarrers Franz Regius in Ebersdorf (Schlesien). Vielleicht geht also die musikalische Begabung J. W. Francks auf Schlesien zurück. Georg Lenckner.

**Ulrich Engel: Mundart und Umgangssprache in Württemberg — Beiträge zur Sprachsoziologie der Gegenwart.** Dissertation (368 S.) Tübingen 1954. Vervielfält.

Nicht alle Dissertationen erfordern eine Besprechung; manche sind überhaupt keine wert, und gelegentlich ist man sogar, falls sie gedruckt vorliegen, geneigt zu sagen, die Veröffentlichung bedeute für den Inhalt zuviel Ehre. Ganz anders bei der hier zur Besprechung stehenden Arbeit. Ihr gegenüber ist bloß aufs tiefste zu bedauern, daß sie, da nur in wenigen Stücken vervielfältigt, dem allgemeinen Gebrauch nur beschränkt zur Verfügung stehe und somit vorläufig nicht zu angemessener Wirkung kommen werde (in der Keckenburg vorhanden).

Ein freundliches Geschick hat den Verfasser in seinen ersten Semestern, außerhalb der seiner Altersstufe im Hinblick auf ihre akademischen Lehrer sonst gültigen Abgrenzungen, noch in sehr enge persönliche Berührung mit Karl Bohnenberger gebracht und ihm die Aufgabe gestellt, dem großen Vertreter der Tübinger Mundartforschung in seinen letzten Lebensmonaten Hilfsdienste zu leisten und unter Anleitung des greisen Gelehrten das Manuskript seiner „Alemannischen Mundart“ für den Druck fertig zu machen und später im Satz zu überwachen. Nun tritt in der vorliegenden Dissertation der studentische Helfer von damals mit einer eigenen wertvollen Untersuchung zur Mundart vor die wissenschaftliche Kritik und zeigt in ihr, daß er in seiner hohen Schule gelernt hat, selbständig und erfolgreich mit dem sprachlichen Stoff umzugehen. Er schlägt dabei weithin bisher ungetretene Wege ein und hat stofflich und gedanklich außerordentlich viel Neues zu bieten. Würdig schließt sich die Doktorschrift, in ihrem Werden durch Hugo Moser betreut, an die so trefflichen Arbeiten zur Mundartforschung an, die im ersten Drittel des Jahrhunderts in Tübingen entstanden sind.

Schon beim oberflächlichen Durchblättern fällt allerdings auf, daß die Fragestellungen Hermann Fischers und Karl Bohnenbergers nicht mehr brauchbar sind. Die Zeitverhältnisse mit ihrer starken Bewegung der Menschen und die Wendung im Sprachbetrachten und im Sprachforschen, die auch dem Außenstehenden etwa durch den Namen Leo Weisgerbers gekennzeichnet ist, haben sie überholt. Wie ließe sich heute noch mit Aussicht auf Erfolg eine einheitliche Welt der mundartlichen Laute und Formen beschreiben und in ihrer räumlichen Ausdehnung und Gültigkeit erkunden, wo doch das Ruhige überall vom Bewegten abgelöst ist und der Wirbel des Werdens alles Jahrhundert hindurch scheinbar Feste ergriffen hat? Ob es überhaupt sinnvoll sei, unter solchen Umständen Mundartforschung zu treiben, möchte man fragen. Ja — und das sogar in hohem Maße! lautet die Antwort der Engelschen Arbeit. Nur muß der Forscher seine Methode anders wählen und sein Ziel anders stecken als bisher.

Er wird nicht mehr Gefahr laufen, die Mundart oder auch die Sprache gewissermaßen losgelöst von ihren Sprechern und mehr oder weniger als ein Unwandelbares zu betrachten; vielmehr ist er gezwungen, sie als ein Stück des menschlichen Gemeinschaftslebens anzusehen, dem er sich richtig nahen kann nur, wenn es ihm klar ist, daß es Sprache ohne Sprecher nicht gibt, daß diese als Menschen ihrer Zeit in ihrem Denken, Fühlen und Wollen an allem Wechsel der Verhältnisse teilhaben und daß ihre Rede in Laut und Form, in Wortschatz und Wendung, in Gedankengehalt und Inhalt, ja auch in Rhythmik und Melodik nur den Niederschlag dieses Fühlens, Denkens und Wollens darstellt. Der Linguist kann da nicht mehr nur in hergebrachter Weise philologisch vorgehen; er muß auch volkskundliche Betrachtung beherrschen und in der Gedankenwelt der Sozialpsychologie zu Hause sein. Der so arbeitende Forscher achtet auf das Bild der Spracherscheinungen in der Mundart nicht mehr nur in der Waagrechten der räumlichen Ausdehnung, sondern auch in der Senkrechten, d. h. er sieht ihre Gleichartigkeiten oder ihre Verschiedenheiten durch die Schichten der Sprecher hindurch, und es eröffnet sich ihm die der Sprache innewohnende lebendige Kraft, ihre Energie, in ungeahnter Weise, wenn er die vertikalen Sprachbewegungen verfolgt, „die sich in dem zwischen Grundmundart und Hochsprache gelegenen Spannungsfeld vollziehen“, und wenn er „jede Sprachbewegung in ihren sozialen Zusammenhängen betrachtet“. Darüber hinaus mag er „die äußere Sprachform in engem Zusammenhang mit dem Ganzen der Lebensart und mit all ihren Erscheinungsformen“ erkennen.

Sollte unter solchem Blickpunkt gesehen die Mundartforschung nicht zu neuen, ganz großen Aufgaben berufen sein? Man kann kaum daran zweifeln. Doch ist die Voraussetzung, daß sie auch weiterhin mit dem philologischen Rüstzeug sachverständig umzugehen weiß und der Versuchung, mehr nur im Theoretisieren ihr Genüge zu finden, nicht nachgibt. Die Arbeit Engels bietet ein gutes Beispiel von dem, was anzustreben ist.

Vom gründlichen Besinnen über die Grundbegriffe und über die Methoden des Arbeitens (Einleitung) ausgehend und nach ausgiebiger Erörterung der sprachsoziologischen Grundlagen für die weitere Untersuchung (I. Hauptteil)

legt der Verfasser in dem umfangreichen (nahezu 200 Seiten) II. Hauptteil seine in sehr langwierigen und mühevollen, aber philologisch sauber und zuverlässig durchgeführten Erhebungen gemachten Beobachtungen zu den Mundartverhältnissen an fünf aus der Vielzahl der vorhandenen ausgewählten Orte dar (2 Dörfer: Neuler Krs. Crailsheim, Michelbach a. d. Bilz Krs. Schwäb. Hall; 3 Städte: Aalen, Schwäb. Hall, Reutlingen); außerdem behandelt er hier das sprachliche Verhalten der zwei großen und einflußreichen „Umschlagplätze“ der Umgangssprache in Württemberg, nämlich der Landeshauptstadt Stuttgart und der Universitätsstadt Tübingen — bei dieser nur im Hinblick auf den studentischen Teil ihrer Bevölkerung.

Im II. Hauptteil tritt dem Leser die ganze Fülle des heutigen Sprachlebens in seiner den Nichteingeweihten verwirrenden Vielfalt entgegen. Genaue Angaben über das Verfahren der verschiedenen Altersstufen, Gesellschafts- und Berufskreise, über die Sprachschichten in Württemberg (mit Analysen, Erklärungsversuchen, Aeußerungen in Beziehung auf ihre Deutung, ihre Entwicklungsrichtungen) und über die Einflüsse nichtschwäbischer Sprachformen (Einheitsprache, fremde Landschaftssprachen, Heimatvertriebene) sind sehr wertvoll und stellen, in dieser Richtung vorgetragen, etwas Neues dar. Daß die Ausführungen auch voll sind von Aufgaben und Anregungen für die weitere Forschung, sei nur nebenbei erwähnt. An dieser Stelle muß besonders dankbar hervorgehoben werden, daß Schwäbisch Hall und Michelbach unter den behandelten Orten sind; ist es doch lange her, daß sich jemand maßgeblich über die Sprache des hällischen Gebiets geäußert hat. Viele Beobachtungen und zahlreiche Aergernisse der Alltagssprache dieser Stadt, die so sehr dem schwäbischen Einfluß ausgesetzt zu sein scheint, finden hier ihre Einordnung in den Ablauf der sprachlichen Entwicklung im Lande überhaupt.

Der III. Hauptteil „Sprache und Lebensart“ zeigt in 4 Kapiteln (1. Zum inneren Verhältnis der Sprachschichten, 2. Zum inneren Verhältnis einzelner Sprachgruppen, 3. Mißverhältnisse in Sprache und Lebensart beim „parvenu“, 4. Zur Gliederung der Individualsprachen) die Schlüsse aus der Stoffsammlung (II. Hauptteil) zu den verschiedenen Erscheinungsformen und Wirkungsweisen der Sprache. Die Leitfrage ist dabei: „was ist eigentlich die lebendige, wirkliche Sprache?“ Daß Engel es dabei unternimmt, die „Mehrschichtigkeit“, bis in die Individualsprache reichend, in den wichtigsten ihrer Schichten zu erfassen und zu bestimmen, verdient Beachtung. Im einzelnen lassen sich darnach scheiden: Die Grundmundart, die obere Mundartschicht, die mittlere städtische Sprachschicht und die obere städtische Sprachschicht, die auch als „württembergische Umgangssprache“ schlechthin bezeichnet werden kann. Der Versuch, die Schichten auch in ihren einzelnen Sprechern zu begreifen und deren Zugehörigkeit zu einzelnen Schichten bzw. deren Mehrschichtigkeit zu erklären, gibt der Untersuchung im letzten Hauptteil geradezu dramatische Bewegung.

Wenn die vorliegende Arbeit soeben als beispielhaft angesprochen wurde, so auch deshalb, weil der Verfasser im richtigen Maß Einzelforschung und Kleinuntersuchung (oft auf ganz persönlicher Erfahrung beruhend) mit dem Aufstieg ins Grundsätzliche verbindet und diesen nur wagt, wo er einwandfrei an die Einzelforschung angeschlossen werden kann. Daß über ein paar Fälle der Beobachtung und der Deutung noch gesprochen werden könnte und müßte, versteht sich bei einem solchen Werk von selbst.

Ob der Verfasser da und dort Zufälliges nicht doch etwas rasch als allgemeingültig ansieht, ob er manches Individuelle bisweilen nicht zu bereitwillig verallgemeinert, oder bei allem Verständnis und bei aller Vorsicht, die er im ganzen walten läßt, nicht doch auch gelegentlich zu leicht apodiktischen Feststellungen und Urteilen zu neigen scheint, ob endlich der i. a. sehr flüssige und klare Stil der sprachlichen Darstellungen an manchen Stellen nicht noch etwas ausgeglichener sein sollte — alles das sind Kleinigkeiten der Kritik, die neben dem vielen Lobenswerten, das über die Arbeit gesagt werden muß, fast nicht ins Gewicht fallen. Sie können die Freude über diese Leistung eines jungen Gelehrten in keiner Weise mindern. Ulrich Engel hat in der heimischen Mundartforschung das Wort mächtig ergriffen, und man möchte wünschen, daß er seiner vielversprechenden Erstlingsarbeit einmal noch weiteres, ebenso Gewichtiges folgen lassen könne.

Helmut Dölker.